

Die Witfrau, die nicht aufgibt: Lk. 18, 1-8

Einleitung:

Wir befinden uns mitten in unserem grossen Zyklus zu den Gleichnissen Jesu, zurzeit bei jenen, die im Sondergut des Lukasevangeliums stehen.

Es ist eine Spezialität des Lk., dass oft Doppelungen und Paare auftreten, und dass in diesen Paaren oft Frauen eine prominente Rolle spielen. So auch heute. Es geht in diesem Gleichnis um eine Witwe und – als Gegenfigur – um einen Richter.

Wir hören, in der *züritütsche* Übersetzung von Emil Weber, das Gleichnis vom Richter, *wo nöd wett*, und der Witwe, *wo nöd uufgit*.

Passend zur Witwe, die für Recht und Gerechtigkeit kämpft, singen wir anschliessend das befreiungstheologische Lied der spanischen Theologin, Psychologin und Lyrikerin Maria Pilar Figuera Lopez: „Lass uns den Weg der Gerechtigkeit gehen“ (862, 1-4)

Predigttext: E Witfrau, wo nöd uufgit (Lukas 18, 1-8)

18, 1 De Jesus hät ene e Gschicht verzelt, zum ene zäige, das si alpott sölid bätte, ooni debii müed z weerde: 2 „In ere Stadt hät en Richter gläbt, wo vor em Herrgott kä Reschpäkt gha hät und voor de Mäntschen eerscht rächt nööd. 3 Es hät i säbere Stadt au e Witfrau gläbt, und die isch alpott zuen em choo und hät en pätte: ‚Hilf mer doch voor miim Gägner zu miim Rächt!‘ 4 Aber scho di lengscht Ziit hät er e kän Wank taa. Dänn hät er sich aber gsäit: ‚Au wänn mer de Herrgott und d Mäntsche völlig schnuppe sind – 5 die Witfrau gaat mer langsam uf d Nerve. Drum will ich ere zun irem Rächt verhälffe, suscht chunt si mer am Änd no s Gsicht goge verchratze.“

6 Und de Herr hät dezue gmäint: „Merked s öi guet, was dee Gauner vo Richter gsäit hät! 7 Mues daa nöd au de Herrgott siinen Uuserweelte zum Rächt verhälffe, eer, wo sie doch geduldig aalose, wänn s Taag und Nacht zuen em rüeffed? 8 Ich sägen öi: Er wiirt ene gschnäll zun irem Rächt verhälffe.“
(Züritütschi Übersetzig von Emil Weber)

Lied: „Lass uns den Weg der Gerechtigkeit gehen“ (862, 1-4)

Predigt:

In der Gruppe, die sich am vergangenen Mittwoch bei uns im Pfarrhaus mit dem Gleichnis von der Witfrau, wo nöd uufgit, befasst hat, befanden sich ebenfalls zwei Witfrauen.

Ich fragte sie, wie sie ihre gesellschaftliche Situation erlebt hatten, als ihr Mann starb. Beide sagten unisono, dass sie nie benachteiligt gewesen seien. Im Gegenteil, die Witwen- und Kinderrente sei ein grosser Segen, so mussten sie nicht einer Erwerbsarbeit nachgehen, mussten abends zum Beispiel nicht noch putzen gehen.

Vor hundert Jahren, sagten sie weiter, sei das noch anders gewesen, da haben man einer verwitweten Frau noch die Kinder weggenommen und in Heime gesteckt oder auf Bauernhöfe verdingt.

Auch in der Antike war das Schicksal der verwitweten Frau ein gefürchtetes und beklagtes (vgl. zum Folgenden ThWNT). In der patriarchalisch bestimmten Gesellschaft war die Frau, wenn sie ihren Ernährer und Beschützer verlor, völlig schutzlos.

Wiederheirat war verpönt. Wenn der Kaufpreis zurückbezahlt werden konnte, durfte die Witwe in ihre Herkunftsfamilie zurückkehren. Ansonsten musste sie, als eine Art Sklavin, in der Familie des verstorbenen Mannes bleiben.

Es gab Witwen, die es vorzogen, bei der Bestattung des verstorbenen Mannes selber zu sterben, als unter

solchen demütigenden Umständen weiterzuleben.

Auch die Situation der Witwe in unserem Gleichnis ist unangenehm: Vermutlich geht es um eine Geldangelegenheit, in der die Frau ohne richterliche Verfügung ihre Ansprüche gegen einen übermächtigen Gegner nicht durchsetzen kann.

Der Richter wagt zunächst nicht, einen Prozess gegen den mutmasslich einflussreichen Mann anzustrengen. Lieber schiebt er die Angelegenheit auf die lange Bank.

Damit allerdings handelt er gegen die damalige jüdische Prozesspraxis. Diese fordert, dass Klagen von Witwen und Waisen vor allen anderen behandelt werden. Die ganze Tora, das ganze biblische Gesetz ist ausgesprochen witwenfreundlich. Der Grund ist, dass Gott selber als Hüter und Helfer der Witwen gilt, Gott selber ist der Richter, der ihnen zu ihrem Recht verhilft.

An einer Stelle im Alten Testament (Sir. 35, 16ff.) heisst es:

„Gott bevorzugt niemanden zu Ungunsten eines Armen, und das Flehen eines Bedrückten erhört er. Er überhört nicht das Schreien der Waise noch die Witwe, wenn sie klagt... Das Schreien des Armen durchdringt Wolken, und erst, wenn es ans Ziel gekommen ist, ruht es. Es wankt nicht, bis es Gott heimgesucht hat, und bis der gerechte Richter Recht geschaffen hat. Ja, Gott wird nicht zögern...“

Dieser Text erinnert bis in den Wortlaut hinein an unser Gleichnis. Auf dem Hintergrund dieses Textes wird deutlich, was für ein himmeltrauriges Gegenbild zum Recht schaffenden Gott dieser Richter im Gleichnis ist. Er klebt im Filz der Mächtigen fest, bis er von der Witwe gleichsam herausgekratzt wird.

Dieses „*alpott zuen em choo und bätte*“ der Witwe hat eine unglaubliche Kraft, nicht nur im Gleichnis, sondern auch im Leben. Eine betagte Frau in unserer Bibelgruppe hat von dieser Kraft ein eindrückliches Zeugnis abgelegt:

In letzter Zeit, erzählte sie, da betrachte sie ihr Leben *öppenemal* im grossen Zusammenhang, und da stelle sie fest, dass es sich gelohnt habe, *alpott* und immer wieder mit ihrem Gott zu *chifle*.

Schon als Kind habe sie sich nicht nur erträumt, sondern zutiefst gewünscht und erbeten, dass sie einst so werde, wie sie heute sei. Sie wäre als Kind gern eine Goldmarie gewesen, doch sie litt unter den Zuschreibungen der Eltern, die ihr sagten, sie könne nichts und sei nichts, sie sei eben: eine Pechmarie.

Sie habe mit dem Gefühl gelebt, man möge sie nicht. Heute wisse sie, dass das nicht stimme. Dass sie angenommen sei, wertgeschätzt und auch: geliebt. Und dieser Bewusstseinswandel, diese Umkehr, die habe etwas mit einem Gebet zu tun, das nie *lugg* lässt.

Dieses Zeugnis einer Frau mit viel Lebenserfahrung und Gebetspraxis scheint mir hilfreich zu sein, um zu verstehen, wie gemäss unserem Gleichnis gebetet werden soll, und auf welche Weise das Gebet wirksam wird.

Leonhard Ragaz, auf dessen wunderbares Gleichnisbüchlein ich in fast jeder meiner Predigten Bezug nehme, äussert sich kritisch zu einer Gebetspraxis, die an die „Tischlein-deck-dich-Manier“ der Märchen erinnert. Als könnte man sich betend in einem Gemischtwarenladen bedienen.

Es geht, gemäss Ragaz, beim Gebet nicht um Erhörung von konkreten und oft genug flüchtigen, oberflächlichen Wünschen. Vielmehr:

Das Gebet ist „ein Werkzeug, das uns den Zugang zu einer überreichen Quelle öffnet, vielleicht ein Hammer, der Wasser aus dem Felsen schlägt.“

So verstehe ich den Gebetsweg, den die Frau aus unserer Bibelgruppe geschildert hat: Es ist ein lebenslanges Klopfen an das versteinerte Selbstbild der Pechmarie, bis es bricht oder sich auflöst und die verborgene Quelle von Liebe und Lebendigkeit ins Fliessen kommt.

Die Übereinstimmung der Einsichten jener Frau und von Leonard Ragaz geht noch weiter: Die Frau betonte, dass ein forderndes Gebet sich nicht damit begnügen könne, dem Herrgott Forderungen zu stellen. Es gehe auch darum, bei sich selber zu schauen, was man zur Erfüllung meines Gebets beitragen kann. Es gehe auch darum, sich selber zu fordern. Der christliche Glaube sei „*kein Larifarizeugs*“.

Dass das Gebet im grösseren Zusammenhang der Gesamteinstellung eines Christenmenschen steht, ist für Leonard Ragaz ein zentrales Anliegen:

Das „Gebet im engeren Sinne“ ist Teil einer „Gesamteinstellung des Menschen, der nach dem Reiche Gottes trachtet. Er ist in seiner ganzen Haltung auf dieses gerichtet. Er sucht es. Er passt auf es auf. Er achtet auf seine Zeichen. Er fragt immer aufs Neue nach seinem Sinn und Wesen. Er klopft an die Pforten seiner Möglichkeiten, klopft immer wieder. Und tut es nicht umsonst.“

Zumindest dann tun wir es „nicht umsonst“, wenn unser Gebet über unsere eigenen, oft etwas engen privaten Wünsche hinausweist:

„Alles und jedes, was wir selber nötig haben, kann und soll mit Gott verbunden sein und seinem Reiche dienen. Aber ein rein privates Beten wird schliesslich verwelken und versiegen: denn warum sollte Gott darauf hören? Er ist doch nicht der Diener unserer Wünsche.“

Nicht umsonst bittet die Witwe in unserem Gleichnis, dass ihr zu ihrem Recht verholfen wird. „Richter“ und „Recht“ sind die Leitworte im Gleichnis.

Dieses Recht ist viel umfassender als jede Paragrafensammlung dieser Welt. Dieses Recht ist die Tora, die göttliche Weisung, es ist, wie Leohard Ragaz sagt, die „Grundordnung Gottes“. Wie diese Grundordnung aussehen könnte, haben wir zuvor im Lied gesungen:

*„Dein Reich des Lichts und der Liebe
Dein Reich in Klarheit und Frieden,
Dein Reich in Wahrheit und Recht“*

Doch eben, da ist immer dieser ungerechte Richter, der Rechtsbruch statt Rechtsspruch praktiziert, der keinen Respekt hat vor Gott und den Menschen. Der die längste Zeit keinen Wank tut.

Dieser Richter steht für erstarrte Machtstrukturen und verhärtete Angssysteme, es steht auch für den homo incurvatus in seipsum, das in sich selber verkrümmte Ego. Es gilt, all das Versteinerte mit stillem Geschrei zu zerschmettern, mit dem steten Tropfen des Gebets auszuhöhlen, bis der Zugang zur Quelle freigelegt ist.

Es gilt, mit der Witwe zu beten: „Dein Reich komme!“

Sonntag, 22. April 2012
Andreas Fischer